

2. Eine Überraschung für alle

Karls Blick glitt wieder über die Wildwiese und zu seiner Frau, die beinahe beim Haus angelangt war.

Für einen Moment ließ er es zu, dass seine Gedanken abschweiften. Dieser Ort weckte stets eine besondere Ruhe tief in ihm: nur seine Frau und die Natur. *Pures Glück.*

Es war erstaunlich, wie er es geschafft hatte, dies hier zu erreichen, nach – nun ja – einem finanziellen und persönlichen Desaster von einer solchen Tragweite, dass es die meisten Männer gebrochen hätte.

Zerstört hätte.

Aber nicht ihn! Und mit den neuen Plänen, deren Umsetzung bereits eingeleitet war, und dem üblen Teil, der nun vorbei war, sah die Zukunft sogar noch besser aus.

Er nickte, als wollte er sich selbst versichern, dass die Gedanken, die ihm soeben durch den Kopf gegangen waren, tatsächlich der Wahrheit entsprachen.

In wenigen Momenten wäre Christine mit einer weiteren Flasche Wein zurück, und vielleicht würde er ihr dann ein wenig mehr von diesen Plänen erzählen.

Ja, das würde er machen.

Denn was brachte es schon, faszinierende Pläne zu haben, die in der Mache waren, wenn man sie mit keiner Menschenseele teilte?

Charlie Topper, dessen Rucksack sich fast zum Bersten wölbte, rannte zu einer Seitentür, die er gesehen hatte. Sie ging von der riesigen, blitzblank geputzten Küche ab.

Er legte die Hand an den Türknauf und überlegte: *Die Alarmanlage an der Terrassentür ist zwar aus, aber trotzdem könnte die hier noch aktiviert sein ...*

Vielleicht war das Paar nicht so arglos und von einem solchen Sicherheitsgefühl durchdrungen, wie er es sich an diesem Sommernachmittag vorgestellt hatte.

Doch er hörte ein Geräusch hinter sich. Die Frau kam gerade herein, und Charlie wusste, dass er keine Wahl hatte.

Er drehte den Knauf, zog und stürmte hinaus, als würde er gejagt.

Und dann, ohne sich umzudrehen, raste er direkt auf den dichten Wald seitlich vom Haus zu, wo er sehr bald so gut wie unsichtbar wäre.

Bisher hörte er zum Glück nichts aus dem Haus hinter ihm – es gab keinen Alarm. Und blinkende rote Lichter waren auch nicht zu sehen, wie er feststellte, als er einen hastigen Blick nach hinten warf.

Jetzt musste er nur noch zu seinem Wagen zurückeilen. Den hatte er abseits der Straße in dichtem Gestrüpp versteckt, wo der alte Nissan in den Augen vorbeikommender Passanten hoffentlich wie ein zurückgelassenes Wrack wirkte.

Da er jetzt endlich wieder in Deckung war – außer Atem, aber halbwegs beruhigt, weil ihn der Wald und die dichten Büsche abschirmten –, blieb er stehen, drehte sich um und blickte hinunter zu der Wiese.

Huntford wartete darauf, dass seine Frau wiederkam.

Würde seine hübsche Frau merken, dass etwas nicht stimmte ... oder vielmehr fehlte, und nach ihrem Mann schreien?

Aber dann ...

Dann ...

Charlie nahm eine Bewegung im Wald auf der anderen Seite vom Teich wahr. Und während er dorthin schaute, sagte er sich immer wieder, dass er einfach zu seinem Auto weiterrennen sollte, so schnell er konnte.

Er sah jemanden drüben, der auf einer Höhe mit Huntford und so tief ins Unterholz geduckt war, dass es Charlie innehalten ließ. Etwas an dieser ganzen Situation stimmte nicht – stimmte absolut nicht.

Er schluckte, als er erkannte, dass die Gestalt etwas in den Händen hielt, und dachte: *Nur eine Sache sieht so aus, aber das kann doch nicht sein ...*

Die Gestalt bewegte sich wieder ein wenig – nur ein ganz kleines bisschen –, und nun erkannte Charlie es deutlich:

Die Gestalt da drüber hielt ein Gewehr in den Händen.

In dem Moment bemerkte er, wie Karl Huntford sich vorbeugte, als wäre auch ihm etwas aufgefallen, das nicht zu den Hirschen, den Vögeln und dem friedlichen Teich gehörte.

Charlie wollte es mit einem Schulterzucken abtun – das hier ging ihn nichts an. Der Kerl war vielleicht irgendein Wilderer, der sich auf Huntfords Anwesen herumtrieb. Doch dann hörte er einen kurzen, harten Knall, der ein Echo im Tal und in den umliegenden bewaldeten Hügeln auslöste.

Dieses Geräusch konnte bloß eines bedeuten: Die Waffe war abgefeuert worden.

Er beobachtete, wie Karl Huntfords rechte Hand für eine Sekunde nach oben zuckte, dann kippte der Mann nach hinten und schlug gegen den Metalltisch, sodass die leeren Gläser auf das Holzdeck fielen und zerbrachen.

Und Huntford rührte sich nicht mehr.

Während Charlie sich bereits umdrehte, um zu fliehen, und er vom Haus her ein Schreien hörte, das beständig lauter wurde, dachte er ...

Ich habe eben gesehen, wie ein Mann ermordet wurde!

Und dann rannte er durch den Wald zu seinem Wagen.

Das Auto stand noch dort, wo er es gelassen hatte. Charlie riss die Fahrertür auf, die er nicht abgeschlossen hatte, und klemmte den Rucksack hastig hinter den Beifahrersitz. In letzter Minute dachte er daran, keinen Lärm zu machen, und schloss die Tür so leise, wie es ging. Dann kramte er in seiner Tasche nach dem Schlüssel.

»Immer mit der Ruhe, Charlie. Bleib ruhig«, murmelte er vor sich hin und versuchte, seine Atmung zu verlangsamen, damit das Herzrasen aufhörte.

Keiner hat dich gesehen. Du bist hier bloß spazieren gegangen und hast nichts gehört oder gesehen.

Er fand den Schlüssel, ließ den Motor an und biss die Zähne zusammen, weil es so laut war. Dann setzte er zurück aus dem Unterholz und bog auf den Weg.

Es war ungefähr eine Meile durch den Wald bis zur Straße nach Cherringham, und Charlie wusste eines: War er erst mal dort, befand er sich außer Gefahr, zumal es von Minute zu Minute dunkler wurde.

Werde nur nicht panisch, fahr nicht zu schnell, fall nicht auf!, ermahnte er sich. *Ich habe nichts Falsches getan, mache bloß eine schöne Spazierfahrt – hier bei mir gibt's nichts zu sehen, Officer.*

Zwei Minuten später fühlte Charlie sich ruhiger. Er fuhr langsam mit ausgeschalteten Scheinwerfern durch den vollkommen verlassenen Wald, und Cherringham – und die Sicherheit – rückte näher.

Bisher war nichts von der Polizei zu hören oder zu sehen.

Charlie blickte nach hinten zu dem Rucksack und gestattete sich einen kurzen Gedanken: *Dieser Schmuck wird ein Vermögen wert sein!*

Er erreichte eine Wegkreuzung im Wald und wollte geradeaus fahren, als gleichsam aus dem Nichts ein Wagen von links kam. Der Fahrer raste wie ein Irrer.

Charlie trat die Bremse durch, der andere ebenfalls – bevor er im Abstand von Zentimetern an ihm vorbeirutschte. Als beide Fahrzeuge zum Stehen kamen, war das Gesicht des anderen Fahrers schockstarr. Dann gab er wieder Vollgas, sodass eine Staubwolke hinter ihm aufstob.

Charlie sah dem Fahrzeug hinterher, als es um eine Biegung im Wald verschwand. Sein Herz hämmerte erneut, und Schweiß rann ihm übers Gesicht.

Ein alter Land Rover, dachte er, *der Kastenform nach zu urteilen.* Aber die Farbe war im Dämmerlicht unmöglich auszumachen gewesen.

Hatte der Fahrer ihn gesehen? Das konnte Charlie nicht einschätzen. Vielleicht. Vielleicht verpiff er ihn bei der Polizei. Dann wäre er geliefert!

Er runzelte die Stirn. Warum war der andere so verdammt schnell gefahren? Und überhaupt – was machte der um diese Zeit und in dieser Dunkelheit hier im Wald?

Und dann kamen Charlie Topper einige furchtbare Gedanken.

Alles schien ganz logisch.

Was, wenn der andere Fahrer der Mörder war?

Und was, wenn er ihn erkannt hatte?

Wenn er Charlies alten Nissan erkannt hatte?

Wenn er vermutete, dass Charlie bei dem Haus gewesen war?

Charlie wusste: Sollte die Antwort auf all diese Fragen »Ja« sein ...

... dann steckte er in mächtigen Schwierigkeiten.

3. Acht Monate später

Jack bemerkte, dass sein Springer Spaniel Riley plötzlich seltsam ging, als sie die Laufplanke zu seinem Kanalboot, der *Grey Goose*, erreichten.

Auf dem Morgenspaziergang über die frostbedeckten Wiesen war noch nichts gewesen.

Zwar war Jack ein paarmal fast ausgerutscht, doch Riley hatte wie üblich kein Problem mit dem tückischen Boden oder dem eisigen Wind gehabt.

In den letzten Wochen war es kälter gewesen, als Jack es jemals in Cherringham erlebt hatte – eine bittere, gnadenlose Kälte, bei der sogar der Fluss zuzufrieren begonnen hatte.

Doch als er Riley nun humpeln sah, wusste er, dass etwas nicht stimmte.

Sonst preschte sein Hund am Ende ihrer morgendlichen Runde mehrmals die Laufplanke rauf und runter, als hätte er es genauso eilig wie Jack, der Kälte zu entkommen. Doch jetzt tapste er den Bootssteg langsam und vorsichtig hinauf, wobei er offensichtlich die rechte Vorderpfote schonte.

»Na, was hast du denn?«

Riley blickte Jack an, als wollte er antworten.

»Gehen wir nach drinnen in die Wärme und sehen es uns an, okay?«

Riley war bei Jack, seit er nach Cherringham gekommen war. Er konnte sich gar nicht vorstellen, hier auf dem Boot *ohne* Riley zu leben, der immerzu bereit war für einen Spaziergang. Oder, an wärmeren Tagen, für ein Apportierspiel.

Falls irgendwas Ernstes war, gab es in Cherringham einen guten Tierarzt, gleich am anderen Ende des Dorfs. Dort bekam Riley auch seine Impfungen und wurde hin und wieder untersucht.

Vorsichtig, um nicht auf dem vereisten Deck auszurutschen, öffnete Jack die Tür zum Bootsinneren, und ausnahmsweise lief Riley geradewegs zu seinem Hundebett und rollte sich zusammen, als hoffte er, was auch immer ihm fehlen mochte, würde einfach wieder weggehen, wenn er sich ausruhte. Jack zog einen Holzstuhl von seinem kleinen Tisch nahe an Rileys Bett, nahm Platz und beugte sich nach unten.

»Okay, mein Junge, ich sehe mir die Pfote nur mal an, einverstanden?«

Riley hatte beide Vorderpfoten zwischen dem Kissen und seinem Kopf eingeklemmt.

Jack streckte die Hand nach unten und zog sehr behutsam die rechte Vorderpfote unter Riley hervor, um sie ein wenig anzuheben. Der Hund gab einen leisen Laut von sich – knurrte aber nicht. Er verriet Jack lediglich, dass er dort Schmerzen hatte.

Jack nahm sein Handy hervor und leuchtete mit der integrierten Taschenlampe die Lederhüte ab. Auf den ersten Blick sahen sie normal aus, aber dann entdeckte Jack das

Problem.

Ein nadelartiger Holzsplitter steckte in der Pfote und war vermutlich mit jedem Schritt Rileys tiefer hineingedrückt worden.

»Ah, da haben wir es. Ein Splitter. Die mag keiner, Riley. Und er fühlt sich sicher noch gemeiner an, wenn man auf allen vieren läuft, was? Ist gleich vorbei.«

Behutsam legte er die Pfote wieder aufs Kissen und ging zur kleinen Bugspitze des Bootes, wo der Medizinschrank war. Darin befanden sich nur einige unentbehrliche Sachen.

Jack holte eine Pinzette heraus, die sich stets als praktisch erwies, um Rileys Zecken zu entfernen, und eine kleine Tube Antiseptikum.

Dann kehrte er zu Riley zurück.

»Es dauert nur eine Sekunde«, versprach Jack, hob erneut die Pfote an, packte den Splitter mit der Pinzette und zog ihn heraus.

Riley riss die Augen weit auf, winselte oder knurrte aber nicht. Dafür war er ein zu braver Hund.

»Jetzt noch eine Kleinigkeit, damit es sich besser anfühlt«, sagte Jack.

Er schraubte den Tubendeckel ab, drückte einen Klacks Salbe heraus und tupfte ihn auf die Stelle an der Pfote, wo der Splitter gewesen war. Falls Riley sich die nächsten Tage beim Ausgehen auf ein Minimum an Herumtollen beschränkte, sollte alles gut sein.

Jack stand auf und schob den Stuhl zurück.

Nach dieser kleinen medizinischen Behandlung schloss Riley die Augen.

Zeit fürs Frühstück, dachte Jack.

Von der Tür der *Goose* erklang plötzlich ein vertrautes rhythmisches Klopfen. Jack kannte nur eine einzige Person, die sich mit diesem Geräusch ankündigte: Jacks leutseliger Nachbar und Freund, dem sein Bier genauso wichtig war wie sein Gras – Ray Stroud.

Als Jack sich zur Tür drehte, hatte Ray sie bereits geöffnet und beugte sich nach drinnen. Sofort bemerkte Jack, dass dies kein Freundschaftsbesuch von seinem Kifferfreund war.

»Ray? Ist es nicht ein bisschen früh für dich? Du stehst doch sonst nicht vor Mittag auf. Hast du etwa ein Vorstellungsgespräch?«

Normalerweise würde Jacks Scherz ihm ein Grinsen entlocken.

Aber Ray, der eigentlich ein total lockerer Typ war, hatte heute ein versteinertes Gesicht.

»Jack, kann ich dich vielleicht ...« Ray schaute sich in dem Bootsraum um, als wollte er sich vergewissern, dass sie allein waren.

Ja, das ist nicht der Ray der langen Abende, der bis in die späte Nacht hinein aufbleibt.

»Ja, Ray?«

»... kurz sprechen?«